

Ein afrikanisches Zürich

Autor(en): **Eberlein, Gustav W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [15]

PDF erstellt am: **21.09.2024**

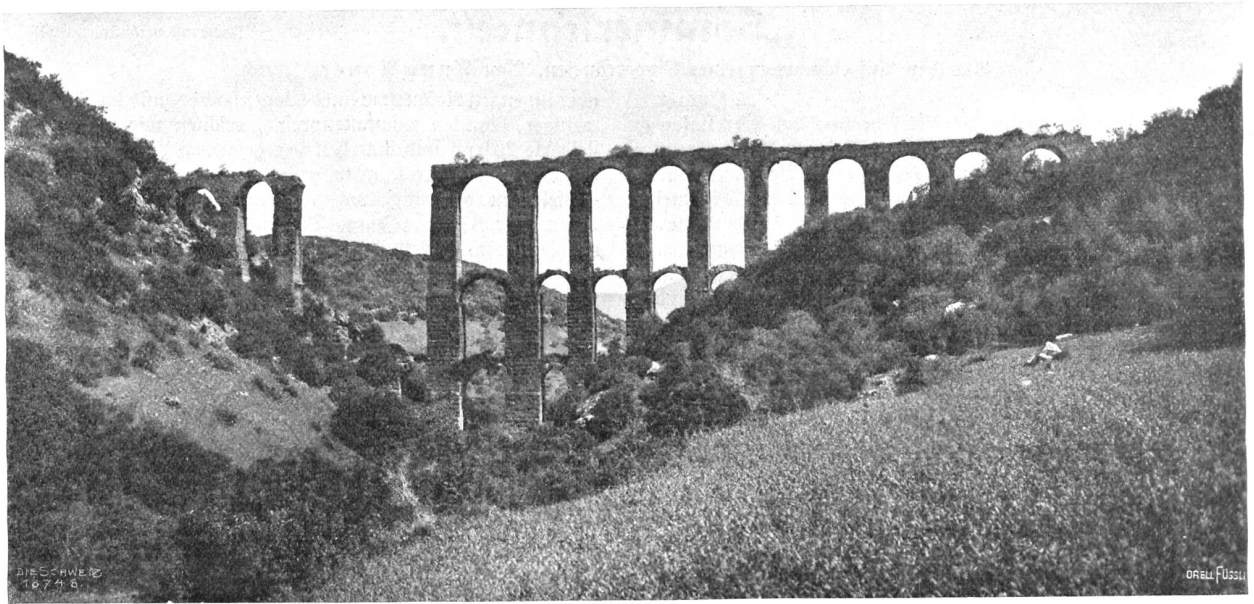
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Aus der Umgebung des afrikanischen Zürich. Der große römische Aquädukt.

die mir in ihren dickbauchigen Kübeln von jeher ein wenig wie breitspurige Türhüter vorgekommen sind, bewachten die Stufen, neben einer uralten verwitterten Steintafel. In einem hoch und festlich überwölbten Gemach linkerhand tickte eine mächtige Standuhr hart und knöchern die Zeit. Sie allein schien zu leben in diesem alten Palazzo, den einst der Hauch des Schreckens gestreift hat, als der Berg kam und die üppige Nachbarstadt unter sich zermalmt. ... Jahrhunderte gingen seitdem drüber hin, und doch war mir's, als hinge auch jetzt noch der Berg wie eine Wetterwolke über Bertemate.

Einsam und ungehindert schritt ich von Zimmer zu Zimmer, die von der Pracht der Vergangenheit zeugen. Und seltsam, auf den starren Brokatdecken der Prunkbetten, der Stuhlklissen, auf den mosaikverzierten Tischen lag da und dort ein Damenhandschuh, ein duftender Schleier, anmutige Zeichen eines warmen Lebens in diesen Räumen, die so vollgestopft sind mit Ver-

gangenheit, daß einem das Atmen drin vergehen will. Unsichtbar ist ein Gedräng um uns her, das uns den Platz nimmt. Da stand ein feierliches Paradebett mit gewundenen Säulen, und auf der goldbetretenen Decke lag von weißem Tüll ein Mädchenhut mit Rosenknospen. Ich sah das Bett und dachte an einen toten Feldherrn mit Schwert und Lorbeer und vielen Orden, ich sah den Hut und mußte an Augen denken wie Kirschen, Lippen wie frische Walderdbeeren. ... An ein Gesichtchen mußte ich denken, das ich noch nie gesehen habe und das mir doch schon einmal begegnete. ... Und ich wundere mich, ob diese jungen Augen denn gar nichts von der aufgebahrten Eccellenza sehen, wenn die Kerze flackert und die Nacht vor den Fenstern steht? Mir wenigstens wär's Atmen schwer unter diesem Atlas. ... Ein langer, rollender Donner ließ das Haus erbeben, und die Schatten vertieften sich. Doch immer noch leuchtete das frühliche Sutrud auf dem modrigen Brokat. (Schluß folgt).

Ein afrikanisches Zürich.

Nachdruck verboten.

Mit vier Abbildungen.

Ein antiker Tonscherben kostete dem Vorderrad meines Belos die Luft. Das war der Grund, weshalb ich auf der Suche nach irgend einem hilfreichen Wesen von der geraden Straße abkam und, nachdem ich in einem arabischen Quar endlich Wasser aufgetrieben hatte, mittels dessen sich die Schlauchverletzung erkennen ließ, in beschleunigter Fahrt auf einen Weg geriet, an dessen Seite plötzlich ein moderner Wegweiser auftauchte. In dem Land der Kontraste war das weiter nicht verwunderlich. Verblüffend aber wirkte die Aufschrift: „Nach Zürich, 4 Kilometer“. Glühend sank die Höhen des Tell herab der Schirokko, der Wüstenbrodem, den die hinter dem Gebirge sich ins Uferlose deh nende Sahara ausatmete; am Herdfeuer sitzend, hatte ich eben noch Kufkuß, die Nationalspeise der Eingeborenen, mit ihnen gegessen; römischer Schuttstaub klebte an meinem Fahrrad — und nun auf einmal dieser kategorischen Wegweiserforderung heimatlischer Klang!

Selbstverständlich hielt ich eine Viertelstunde später Einzug in der Stadt. Raum durch das Stadttor gefahren, das die braven Einwohner in sehr einfacher Weise dadurch erstellt haben, daß sie in die hohe römische Umfassungsmauer eine Bresche schlugen, mußte ich aus dem Sattel springen; denn ein brauner Rabylenknirps hatte sich mit der Hand, deren wochenalte Patina einfach wildromantisch war, in die Speichen

verfangen und heulte natürlich gottsjämmerlich. Das zog im Nu einen Schwarm Kameraden an, kleiner rotbefeizter Türklein und maifäsebrauner Araberbengel, die mich umschwirrten und umsumsten wie die Bremsen. In solcher Begleitung mußte ich wohl oder übel den Rundgang durch den Ort aufnehmen. Ob man den Eingeborenen, den jungen wie den alten, ein Badeschisch, das sie mit den sonderbarsten Begründungen fordern, gibt oder nicht, ob man gegen den Ansturm tobt oder sich resigniert in sein Schicksal ergibt, die Wirkung ist immer die nämliche: der Mädenschwarm läßt sich nicht verscheuchen.

Das afrikanische Zürich hielt, was sein merkwürdiges Stadttor versprach: die ganze Ortschaft ist unmittelbar auf die Trümmer einer ausgedehnten römischen Villenanlage aufgebaut. Die Spuren wenigstens einigermaßen zu verwischen, gab man sich keine Mühe; aus allen Fugen der Häuserfodelquellen die römischen Ziegel hervor. Mit schöner Selbstverständlichkeit hat mancher Gartenbesitzer antike Marmor Säulen zu Zaunpfosten zugestutzt, die bemalten Glasuren, die seine Schaufel dem wehrlosen Boden entriß, zerstückelt und die Beete damit eingefast. Que voulez-vous? Der Lebende hat recht. Das ist nun einmal so die französische Pietät, die mit größerem Recht nirgends berücktigter ist als in Algerien.

Zusolge dieser maßlosen Zerstörungswut der französischen



Zürich in Afrika. Am Webstuhl.

Kolonisten oder besser gesagt blinden Verständnislosigkeit für die Denkmäler vergangener Zeiten ist die einst so blühende, mit großartigen Monumentalbauten übersäte römische Provinz, die alte Mauretania caesariensis, heute kaum mehr ein leiser Schatten der ehemaligen Größe. Immerhin finden sich verstreut noch einzelne mächtige Ruinen, und die größte Sehenswürdigkeit Zürichs ist eine solche. Wenn man den Weg wieder durch die römische Mauer nimmt und die breite Landstraße nach dem wichtigen Küstenplatz Cherchel einschlägt, erblickt man nach wenigen Minuten zur Linken einen Aquädukt. Einen Aquädukt, das sagt sich so einfach ... Wir brauchen nicht nach den Sternen zu greifen, um Wunder zu erleben. Wenn es wirklich wahr ist, daß die sogenannten Mariskanäle nichts anderes sind als ungeheure Wasserleitungen, die von den genialen Bewohnern jenes Planeten angelegt wurden, um das Schmelzwasser von den Polen auf vorgeschriebenen Bahnen herbeizuziehen — nun, ein Ähnliches haben, wenn auch in kleinerem Maßstabe, die großen Baumeister unserer Erde, die Römer, gleichfalls versucht und ausgeführt. Sie verwirklichten den phantastischen Plan, das Schmelzwasser des Atlas zur Gewinnung von Kulturland abzuleiten, leiteten es unmittelbar in das große Sandmeer. Und das Wunder geschah: Die Wüste hub an zu blühen. Das Unerhörte: Sie wandelte sich in üppige Gefilde. Dann kam das tatenfeindliche Kreuz und zwang die weltbeherrschenden Adler in den Staub. Die Wunder blieben in ihrer Entwicklung stehen. Wie eine Uhr stehen bleibt. Und abermals: blutigrot stieg der Halbmond über das Kreuz herauf. Die Wunder verfielen. Die Gefilde schrumpften zusammen, die Wüste wuchs. Heute dehnt sie sich wieder endlos mit deckendem Sand, uferlos ... Eine Titanenhand hat da, bei Zürich, die Berge auseinander-

dergerissen. Ein tiefer Abgrund, eine breite Senke gähnt zwischen ihnen. Die Römer aber, sie führten die Wasserleitung, die am Grat oben hinlief, einfach hinüber, überquerten die Senke: was kümmerte sie der Abgrund! Und dieser gewaltige Aquädukt ist es, der zum größten Teile heute noch steht (s. Abb. S. 356). Drei ungeheure Stodwerke übereinander. Ein gigantisches Netz aus riesigen steinernen Maschen. Die Pfeiler, wenn man am Fuß eines solchen steht, scheinen in den Himmel zu wachsen. Wie in den römischen Thermen des algerischen Karlsbad, in Hamman Khira, die Eingeborenen und Europäer noch heute baden, benützen die algerischen Züricher noch jetzt sechs der großen Zisternen, in die schon vor zwei Jahrtausenden die Wassermassen sich ergossen.

In Sehenswürdigkeiten aus nachrömischer Zeit in Zürich und Umgebung hat der seit acht Jahrzehnten aufgeschüttete Kulturdünger Frankreichs soviel gezeitigt wie die moslemische Faulheit während elf Jahrhunderten: nichts. Zürich wurde aus einem großen arabischen Duar zu einem der schablonenhaften französischen Kolonialdörfer gemacht. Seine Gründung als solches fällt in das Jahr 1848. Acht Jahre zuvor warfen die gallischen Eroberer die Mauern des römischen Caesarea, die Säulen des griechischen Yol um, gaben dem alten Phöniziernebst den verpfuschten Namen Cherchel. Caesarea, Yol, Cherchel ist also ein und dasselbe: der Hafen Zürichs, wenn er auch drei Wegstunden von ihm entfernt liegt. Eines Tages landete ein mit französischen Auswanderern vollgestopfter Dampfer, die sich zwei Städte zur gleichen Zeit erbauen wollten: Zürich und Kovi. Da sie sich natürlich lieber in ein fertiges Nest setzten, so kommt es, daß auch heute noch



Zürich in Afrika. Viehmarkt.



Zürich in Afrika. Im Duar.

die Eingeborenen sich dort in der Mehrzahl befinden. Daneben gibt es Spanier und Italiener, alles in allem übersteigt die Einwohnerschaft Zürichs nicht einige Hundert. Den Vorrang behauptet selbstverständlich die europäische, die katholische Religion; die Eingeborenen müssen zur Ausübung ihres Kultus

die in der Umgebung befindlichen Grabstätten einiger Marabuts, das sind Heilige, aufsuchen, die sogenannten Kubben. Für französische und arabische Schulen hat die Kolonialverwaltung Sorge getragen, ein Krankenhaus findet sich in Cherchel, ein anderes in Marengo, das ungefähr ebenso weit entfernt ist.

Unsere „Malta“- und „neuen“ Kartoffeln kommen nicht immer aus Malta, sondern zum Teil aus — Zürich in Afrika. Der ungemein fruchtbare Boden erzeugt außerdem Getreide, Hafer und Gerste, Gemüse und zumal den vortrefflichen algerischen Wein in so reicher Menge, daß die meisten in der Bevölkerung von der Hand in den Mund leben. Der Uberschuß wird zu Schiff nach Algier gebracht, wo sich die großen atlantischen Dampfer mit Vorliebe mit jungem Gemüse, Artischocken besonders und Oliven, versorgen. Bis auf Gruppen von Korkeichen sind die ehemals reichen Wälder leider der Raubwirtschaft zum Opfer gefallen. Hingegen ist einer der tüchtigsten Feinde für die europäischen Ansiedler, das Fieber, durch die segensreiche Anpflanzung der Fieberheilmäuler (eucalyptus globulus) nahezu entwaflnet worden.

In die grünen Mantelfalten des Tell, die Ausläufer des schneebedeckten Atlas, der die Welt auf seinen Schultern trägt, sich schmiegend, in nächster Nähe das Meer, aus dem der ungeheuerliche Sattel des Chenoua heraufwächst, vermag das afrikanische Zürich an landschaftlichen Schönheiten mit der Zwinglistadt zu wetteifern. Wieso nun aber eigentlich der kleine Ort zu dem großen Namen kommt? Diese Taufe ist nicht etwa das Werk eines Häufleins ausgewandelter wahrhaftiger Zürichbieter, kein Stein und kein Wort in urhigem Zürichdeutsch erinnert dort an die Limmat. Die Namengebung war lediglich eine Sache französischer Nationallehre, napoleonischen Waffenstolzes: Zürich in Algerien soll an die großen und ruhmreichen Schlachten um Zürich in der Schweiz erinnern, ein Denkmal sein für den Sieg Massenas am 25. und 26. September 1799, der Suworow nach einem Verlust von dreißigtausend Mann zum Rückzug zwang.

Gustav W. Eberlein, Zürich.

Eufi liebe Bärge

Wo ke Halm, ke Frucht me ryst,
Höch ob de grüne Trifte,
Wo 's Schneehuhn ziehd, der Mooswei pfyft,
I silberblaue Lüfte,
Do stohni ufem schmale Grot
Und stumme lang is Obigrot,
Do mine liebe Bärge.

Gar mänge isch am glyche Ort
Im Sunnestimmer gstande,
Isch vo sim Huus und Heime fort,
Läbt jeß i frömde Lande.
I glaub, i wär kei Stund meh froh,
Wenn ich mis Ländli sött verlooh
Und mini liebe Bärge.

Do unde lyd mis Heimatland,
Mis Dörfli i de Träume.
Im Hüttli det am Bäcklirand,
Det isch mis Glück derheime.
Mis Hüttli isch we 's Ländli chly,
Doch lüchtet Gold zum Pfeister y
Do mine liebe Bärge.

Lue, d' Sunne rüestet si uf d' Reis,
Es wott scho feister wärde,
Si ziehd i ihrem g'wohnte Chreis
Um eufi große Nerde.
O Sunne, wenn d' e Schwyzer triffsch,
So säg em au, we schön as isch
Uf eufe liebe Bärge!

Jybüri (Theodor Bucher), Luzern.

Deine Treue

Und wenn ich durch die hellen Felder schreite,
Die schlanken Halme meine Arme streifen,
Worin verborgen Purpurmohn verglutet,
Wenn in dem grünen Märchenschoß der Wälder
Mein Weg durch Moos und Efeu Gründe tastet,
Beschieden von den Licht- und Dämmerwellen —

Dann geht durch all das stillberedte Schweigen
Und durch die Einsamkeit, die grenzenlose,
Wie ein Gefang verlorenes Blätterrauschen:
Daß irgendwo in schwüler Städte ferne,
In strenger Arbeitstage Kampf und Hasten
Für mich noch deine Treue lebt...

Helene Ziegler, Zürich.